

# Frankens Werden und Wesen (V)

Ein geschichtlicher Überblick

Von Professor Dr. Helmut Weigel - Erlangen

Schwebezustand zwischen Königum und Adel 900 — 1138

**Heinrich II. 1002 — 1024: Grundlegung des bambergischen Territorialstaates.**

Zeichnete sich in den Urkunden Ottos III. vom Jahre 1000 ein kommendes geistliches Fürstentum Würzburg ab, so rief sein Nachfolger Heinrich II. in den Jahren 1002 bis 1007 mit dem Bistum Bamberg ein zweites gleichartiges Fürstentum ins Leben. Mit diesem Plan trug sich der neue König seit dem Tage seiner Wahl, dem 6. Juni 1002. Ihn bewogen zuerst und vor allem ein persönlich frommes Bedürfnis, das Verlangen, ein — im mittelalterlichen Sinne — „Gutes Werk“ von königlichem Ausmaß zu tun, innigst verbunden mit dem Wunsch, der großen Tradition seines Hauses, das zwei Bistumsgründer aufwies, getreu zu bleiben, weiter auch die aus der kirchlichen Reformbewegung seiner Tage gespeiste Absicht, in den von Würzburg nur ungenügend betreuten Landen östlich der Rednitz das Christentum des slavischen Bevölkerungsteils von heidnisch-abergläubischen Resten zu reinigen und die kirchliche Organisation dichter und kräftiger auszubauen. Erst seit dem Jahr 1003 konnte ein politischer Gedanke hinzutreten.

Damals empörte sich Heinrich, gen. Hezilo, aus dem Geschlechte derer von Schweinfurt, Markgraf auf dem baierischen Nordgau, Graf im Volkfeld und Radenzgau, in seiner Hoffnung, auch noch Herzog von Baiern zu werden, getäuscht, gegen den König; doch wurde er in einem raschen Feldzug, der sich auf der Linie Regensburg — Hersbruck — Amberg — Creußen — Kronach abspielte, besiegt und zur Flucht zu seinem Bundesgenossen dem Herzog von Polen gezwungen. Nachdem er sich dann dem König unterworfen hatte, gab ihm dieser zwar sein Familieneigentum, nicht mehr aber die Staatsämter zurück. Die machtpolitische Rolle des Markgrafen, ja seiner ganzen Familie in Ostfranken war damit für immer ausgespielt. Was aber konnte den machtpolitisch also entleerten Raum am Obermain im Interesse des Reiches zweckmäßiger ausfüllen als ein neues, vom König abhängiges Reichsbistum? Ein Reichsbistum, an dessen Bischofssitz die bewegenden Ideen der Zeit ihre Heimstätte finden sollten, die mönchische Strenge der Kirchenreform und die Freude des ottonischen Kaiserhauses an Wissenschaft und Kunst; ein Bistum, dessen Kathedralstadt als ein „zweites Rom“ diesseits der Alpen den Kaisergedanken deutscher, wirklichkeitsnäher und damit lebensfähiger als das Rom an der Tiber unter Otto III. verkörpern sollte.

Planmäßig, sorgfältig, aber auch nicht allzu bedenklich in der Wahl seiner Schritte hat König Heinrich seit 1004 die Bistumsgründung vorwärtsgetrieben. Zwar Bischof Megingoz von Eichstätt (989 — 1016) verweigerte hart-

näckig die Abtretung des nördlichen Grenzsäumes seiner Diözese zwischen der Pegnitz und der Erlanger Schwabach. Bischof Heinrich von Würzburg hingegen überließ nach längeren Verhandlungen auf der Pfingstsynode (25. Mai) 1007 zu Frankfurt in aller Form Rechtem den Radenzgau und den östlichen Zipfel des Volkfeldes mit Bamberg als Diözesangebiet gegen 150 Hufen in und um Meiningen dem König, der ihm in einer geheimen Abmachung die erzbischöfliche Würde und die Unterstellung des künftigen Bischofs von Bamberg zusicherte. Allzu ehrgeizig übersah Bischof Heinrich, daß es nicht in des Königs Macht lag, eine solche Zusage zu verwirklichen. In rascher Folge erlangte nun Heinrich II. Ende Juni die Genehmigung des Papstes zur Bistumserrichtung — womit die Wünsche des Würzburger gegenstandslos wurden —, dann zu Aachen im Oktober die Zustimmung der weltlichen Fürsten und endlich, das Rechtsgeschäft abschließend, am 1. November 1007 zu Frankfurt von einem Generalkonzil von 35 Reichsbischöfen auch noch deren Einverständnis und Billigung. Die Einsprache, die der Bischof von Würzburg durch seinen Kaplan Beringer erheben ließ, kam zu spät und wurde durch persönliche Demütigung des Königs — er warf sich mehrmals der Versammlung zu Füßen — und durch ein geschicktes Abstimmungsverfahren durchkreuzt. Noch am gleichen Tage ernannte der König seinen Kanzler Eberhard zum Hirten des neuen Bistums. Dieses selbst stattete er königlich mit Landbesitz aus, so innerhalb Ostfrankens mit dem Krongut Forchheim und dem Platz Fürth, zwei wichtigen Punkten der Rednitzlinie. Das folgende Jahr 1008 brachte dann die Aussöhnung zwischen dem König und Bischof Heinrich von Würzburg, dem bis zum Jahr seines Todes 1018 der erstere noch manche Gunstbezeugung zuteil werden ließ.

Unter den zahlreichen Schenkungen des Königs an sein Bistum seien aus den Jahren bis 1021 nur herausgehoben: Velden, die Pfalz und der Forst, und Hersbruck an der Pegnitz, Hallstadt, Eggolsheim, Erlangen und das benachbarte Aurach an der Main-Rednitz-Linie, Langenzenn westlich von Fürth und Theres bei Schweinfurt. Der Tod des Eichstätter Bischofs Meginoz gab dem Könige endlich die Gelegenheit, von Bischof Gundekar (1016 — 19) die Überlassung des Diözesangebietes nördlich der Pegnitz an Bamberg zu erzwingen. Der andere Wunsch Heinrichs, auch der mönchischen Lebensweise und Frömmigkeit eine Heimstätte in Bamberg zu gewähren, ging mit der Gründung des Benediktinerklosters auf dem Michelsberg in Erfüllung. Am 13. Juni 1024 starb der König in der Pfalz Grone in Sachsen; sein Leib fand die letzte Ruhe im Dom zu Bamberg.

Im Jahre 1146 wurde Kaiser Heinrich II. unter dem Bischof Egilbert heilig gesprochen. Die Gründung des Bistums Bamberg ist sein großes Verdienst um Kirche und geistiges Leben, auch in Franken. Der Betrachter der politischen Geschichte Frankens freilich sieht in Heinrich II. den Herrscher, der die letzten wichtigen Bestandteile karolingischen Kronguts leichten Herzens weggegeben hat, um sich einen persönlichen Wunschgedanken zu erfüllen. So

steht er am Abschluß der Reihe, die mit Otto II. anhebt und mit Otto III. zur Höhe ansteigt. Aber beide verfolgten mit der Weggabe von Königsgut und Königsrechten noch politische Zwecke. Davon kann bei Heinrich II. nur in sehr beschränktem Maße und nur an zweiter Stelle die Rede sein.

So bleibt als Ergebnis des Ottonischen Jahrhunderts: das karolingische Kron-  
gut, die Fiskalländereien und zum Teil auch die Forste mitsamt den Königs-  
bauern waren in geistliche Hände hinübergeglitten. Franken war um 1025  
kein Königsland mehr; es war auf dem Wege, sich umzuprägen in ein  
Fürstenland, in dem das geistliche Fürstentum die weltlichen Herr-  
schaften überwog und überstrahlte.

#### Konrad II. (1024 — 39) und Heinrich III. (1039 — 56): Neubegründung der Königsmacht; Reichsministerialität und Bürgertum; Krongut Nürnberg.

Und doch hat das neue am Oberrhein beheimatete Königsgeschlecht der Salier dem Lande Franken noch einmal den Stempel des Königs-  
landes auf- und eingeprägt. Zwar die Königsbauern waren größtenteils an  
die Bischöfe weggegeben. Doch ein doppelter Ersatz bot sich dem Königstum in  
neuen jugendlichen Volksschichten. Aus der Masse der am Herrenhof be-  
schäftigten Unfreien hob der Herr immer wieder Einzelne zum persönlichen  
Dienst in seiner Nähe heraus, zur Leitung des herrschaftlichen Haushaltes,  
zur Verwaltung seiner Besitzungen, zum soldatischen Dienst als Reiter. So  
bildete sich ein durch den täglichen Umgang mit dem Herrn hervorgehobener  
Kreis von Personen, bald von Familien, die Dienstmannen oder Ministeria-  
len. Wog bei dem Herrn nur der Erfolg in seinem Dienst, so erfüllte sich  
diese Schicht der Dienstmannen völlig mit dem Wünschen und Denken des  
Herrn, nicht zum wenigsten auf dem Gebiet der Politik. So wurden die Reichs-  
ministerialen neben den Geistlichen der Reichskanzlei zu bewußten Trägern  
und scharfen Werkzeugen königlicher Politik.

Auch die Reichsministerialen waren mit Landbesitz als Lehen versorgt. Doch zu den Reisen im Gefolge des Königs durch das Reich, den diplomatischen Sendungen, die sich ja bis nach Byzanz (Konstantinopel) erstreckten, zu den Romfahrten zur Kaiserkrönung und zu den kriegerischen Italienzügen konnten die Ministerialen nach verbrieften Rechten vom König Zuschüsse in barem Geld verlangen. Aber Gold und Silber vermochte das ländliche Krongut mit seiner Naturalwirtschaft nicht zu erbringen. Den Ottonen floß Geld zu aus dem aufblühenden Städtewesen der Lombardei (Oberitalien), wo Handwerk und Handel sich mächtig entfalteten. Sie und noch umfassender die Salier haben die Grundlagen für die Geldwirtschaft auch in Deutschland bereitet durch Förderung des Marktverkehrs, durch Umwandlung der nur vorübergehend besuchten Marktstellen zu dauernd bewohnten Marktsiedlungen, Stätten des Gewerbefleißes und der Handelstüchtigkeit. Aus ihnen sollten sich im 12. Jahrhundert ohne Änderung ihres wirtschaftlichen Gehaltes durch Ummauerung Städte bilden, oft in enger Verbindung mit einer Burg, immer aber dieser

durch die Umfestigung gleichartig. So konnte dem Bauern hinter seinem Dorfzaun der Stadtbewohner hinter der Mauer als „Bürger“ erscheinen.

Eine Königsmacht dieser Art stand dem ersten Salier Konrad II. in Ostfranken noch nicht zur Verfügung. So war er darauf bedacht, zwischen den beiden Bistümern dieses Landes ein Gleichgewicht herzustellen. Offensichtlich bevorzugte er dabei das Bistum Würzburg, dessen Bischof Meginhard (1018 — 34) er zu dem Forstgebiet im Rangau noch zwei weitere überließ: im schwäbisch-fränkischen Keuperwald um das Kloster Murrhardt und im fränkisch-thüringischen Grenzraum nördlich von Mellrichstadt, letzteres eine Verstärkung der würzburger Stellung zwischen Fulda und dem mächtigen Adelsgeschlecht der Henneberger. Die Übertragung königlicher Hoheitsrechte in Würzburg selbst, der Münze, der Fährgerechtigkeit, des täglichen Marktes, des Zolles und der Gerichtsbarkeit, an den Bischof (1030) machte diesen zum alleinigen Herrn seiner Kathedralstadt. Demgegenüber fiel die Überlassung von Amberg an Bamberg kaum ins Gewicht; ja man glaubt bei Konrad in seinen letzten Regierungsjahren die Absicht zu erkennen, die machtpolitische Stellung Bambergs zu schmälern.

Im gleichen Jahre 1030 glückte es Konrad II. in Ostfranken mit eigener Königsmacht Fuß zu fassen. Nachdem er die Empörung seines Stiefsohnes Herzogs Ernst von Schwaben niedergeworfen hatte, gingen allem Anschein nach dessen Ministerialen in und um Weissenburg an den König über. Gerade in der Randlage dieses Raumes lag seine Bedeutung: die Straßen aus Ostfranken, von Würzburg und von Bamberg her, gabelten sich hier nach Baiern und Schwaben. Der Grund zur staufischen Reichspflege und Reichsstadt Weissenburg war damit gelegt.

Auf dieser vom Vater betretenen Bahn, Wiederaufbau einer Königsmacht in Ostfranken, konnte Heinrich III. fortschreiten. Veranlassung dazu bot ihm seine Ostpolitik, die auf Stärkung des deutschen Einflusses in Polen, Böhmen und Ungarn gerichtet war; günstige Gelegenheit schuf ihm der Tod Bischof Eberhards von Bamberg. Der Misserfolg des ersten gegen Böhmen geführten Feldzugs 1040 legte dem König die Schaffung einer rückwärtigen Linie leistungsfähiger Krongüter auf bairischem Boden, dessen Herzog ja der König selbst war, nahe. So entstanden unterhalb des Passes von Furth i. Wald um Cham das „Champriche“, an der Nab die „marchia Nabburg“ und als drittes Glied der „fundus Norimberch“ rund um den Felsenberg — das bedeutet eben der Name „Nuorinberc“ „Nürnberg“ — an der unteren Pegnitz. Zwar saß hier seit den Schenkungen Heinrichs II. das Bistum Bamberg; aber Bischof Eberhards Nachfolger, Suidger (1040 — 1047), ein Angehöriger der Hofgeistlichkeit, der sog. capella, sah sich genötigt, das Krongut Forchheim dem König zurückzugeben, ebenso auch den Platz Fürth mit allen seinen Zugehörungen, besonders mit dem Wald zwischen Pegnitz und Erlanger Schwabach. Zu drei wohl schon vorhandenen Höfen rechts und links der Pegnitzfurt wurde am Südhang des Felsenberges eine bürgerliche Siedlung

planmäßig geschaffen, in die der Markt von Fürth mit Zoll und Münze verlegt wurde. Ob damals schon auf dem Berg eine Burg erbaut wurde oder erst im Zusammenhang mit dem Investiturstreit, ist nicht mehr zu entscheiden. Das Waldland nördlich der Pegnitz, der sog. Sebalder Forst wurde als Lehen an Ministerialen zur Rodung ausgetan. Unter ihnen heben sich heraus die Bertholde am Pegnitzlauf, die Herren von Gründlach (südl. v. Erlangen) an der Straße nach Norden zum silberreichen Harz, die von Rüsselbach und die von Eschenau, beide an der von Nürnberg nach Nordosten (Eger) führenden Straße. Als leibhaftige Verkörperung dieser im Dienst für ihren königlichen Herrn unermüdlich und auch bedenkenlos tätigen Ministerialen erscheint uns Ottnand von Eschenau, den die Bamberger Domherren in die tiefste Hölle wünschten.

Zwar lag dieses neue Krongut Nürnberg mit seiner Hauptmasse auf baierischem Stammesboden — 1050 hielt ja Heinrich III. hier einen Hoftag mit den Großen des Herzogtums Baiern wegen der Kriegsführung gegen Ungarn —, aber die Herkunft der ersten bäuerlichen und bürgerlichen Siedler nicht nur aus Baiern, sondern auch aus Franken, die kirchliche Unterstellung Nürnbergs unter das fränkische Bistum Bamberg, vor allem aber die enge, nur selten und dann nur für kurze Zeit unterbrochene Verbindung mit dem deutschen Königtum lösten Nürnberg mit seiner Landschaft mehr und mehr aus dem Gefüge Baierns heraus und schmolzen es in Ostfranken ein. Aus einer aussenpolitischen Notwendigkeit heraus, eine innerpolitische Gelegenheit nützend, schuf Heinrich III. im fränkisch-baierischen Grenzraum ein nach Osten und Norden blickendes Krongut, legte er den Keim zu einer deutschen Reichsstadt, die auf den Gebieten der Wirtschaft und der geistigen Kultur die Ostpolitik ihres Schöpfers fortsetzen sollte, bis der „Eiserne Vorhang“ unserer Zeit sie lebensgefährdend vom Osten Europas abschnüren würde. In der Stauferzeit sich kräftig entwickelnd, wird Nürnberg als Reichsstadt für vier Jahrhunderte, von 1250 bis 1650, die ältere Hauptstadt Frankens, Würzburg überflügeln; heute tragen sie beide trotz schwerster Wunden, die Verantwortungslosigkeit gegenüber Menschheitswerten ihnen geschlagen hat, gemeinschaftlich und doch kennzeichnend gegeneinander abgestimmt, das Leben Frankens, Würzburg bewußter die geistig wissenschaftlich-künstlerische Seite, Nürnberg stärker die wirtschaftlich-technische Seite betonend.

So war unter den ersten Saliern die Rednitzstrecke Weissenburg-Forchheim wieder unmittelbares Königsland geworden, z. T. auf Kosten Bamberg's. War es vielleicht auch eine persönliche Entschädigung, als der Kaiser, erfüllt von der Notwendigkeit, Kirche und Papsttum zu reformieren, 1046 Bischof Suidger auf den Stuhl Petri erhob? Das Bistum Würzburg hatte seit 1034 Bruno, ein Angehöriger des Herrscherhauses, inne; sein Nachfolger Adalbero (1045—1085) freilich hat nicht nur Würzburgs echte oder vermeintliche Rechte gegen Fulda und Bamberg streitbar verfochten, er sollte, ganz dem Gedanken der „Freiheit der Kirche“ lebend und brusk mit

der Tradition Würzburgs brechend, sich feindselig gegen das Königtum Heinrichs IV. wenden.

Hingegen war wiederum Bischof Gebhard von Eichstätt (1042—57) einer der zuverlässigsten Freunde des Kaisers in Ostfranken, den er gleichfalls 1057 als Papst Viktor II. mit der päpstlichen Tiara belohnte und betraute. An der Tauber konnte sich Heinrich III. auf ein um (das spätere) Rothenburg und um Mergentheim begütertes Adelsgeschlecht, in dem der Name Emehard üblich war, stützen. Aber mehr noch als Ostfranken war Sachsen durch die Silberbergwerke des Harzes zu der für die Königsmacht wichtigsten deutschen Landschaft geworden. Unbestritten war bei Heinrichs III. Tod das Führertum des Königs. Und doch lauerte ein Gegner, verärgert und bedroht durch die einflußreiche Stellung des Episkopats und der Ministerialität im Reiche, das hochadelige weltliche Fürstentum, seiner Stunde.

## Die vorgeschichtliche Sammlung des Mainfränkischen Museums in Würzburg

Prof. Peter Endrich

Die vorgeschichtliche Abteilung des Mainfränkischen Museums ist, soweit es sich um wissenschaftlich wertvolle Fundstücke handelt, fast ohne Verluste durch das Katastrophenjahr 1945 gekommen. Im Oktober 1953 konnte Dir. Dr. v. Freedens im Erdgeschoß der Echter-Bastei die Schausammlung eröffnen, die alle sehenswerten Funde enthält. Für Forschungsarbeiten werden in Zukunft noch eine Studiensammlung und das vorgeschichtliche Depot zur Verfügung stehen. Die Schausammlung ist zeitlich geordnet und nach Kulturen gegliedert.

1. Aus der Altsteinzeit sind nur wenig Funde zu sehen, da ja auch nur einzelne Horden der urtümlichen Eiszeitmenschen durch unser Land streiften. Ausgestellt sind ein guter Abguß des formvollendeten Faustkeils von Männerstadt und Handspitzen, Klingen und Schaber von einer Feuerstelle bei Kitzingen und einigen anderen Orten. Zeitlich reichen sie vom Acheuléen der 3. Eiszeit (etwa 150 000 v. Chr.) bis zum Magdalénien der 4. Eiszeit (etwa 10 000 v. Chr.).

2. Aus der Mittelsteinzeit (10 000 — 4 000 v. Chr.) sind einige hundert der bezeichnenden Mikrolithen-Kleinsteine aus der Sammlung des Schulrats Spath vom Hermannsee b. Großlangheim ausgestellt: sehr instructive Pfeilspitzen, Klingen, Kratzer, Bohrer, Angelhaken u. a., dazu Klopfsteine, Rohmaterial und Abfall, eine schöne und eindrucksvolle Zusammenstellung aus der Kultur des Tardenoisiens.

3. In der Jungsteinzeit (4 000 — 1 800 v. Chr.) besaß der Mensch schon die Kunst der Töpferei. Darum sind zunächst Tongefäße der bei uns vertretenen